



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aesthetische Streifzüge.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aesthetische Streifzüge.

5.

„Gewisse Zustände des Menschen, die wir keineswegs billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsere Phantasie einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser als frisch gebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wundersam, und es ist nicht zu leugnen, daß die Religionsveränderung Winkelmanns das Romantische seines Lebens und Wesens vor unsrer Einbildungskraft merklich erhöht.“

Goethe ist es, der so spricht, in seiner Schrift über Winkelmann, 1805, also in einer Zeit, wo die ehemals revolutionäre poetische Jugend, von dem süßen Anblick der Marienbilder und ähnlichen Dingen verlockt, in dem Schooß der allein seligmachenden Kirche das Heil für ihre müden und gequälten Seelen suchte. Man kann denken, welchen Anstoß damals diese „frivole“ Auffassung erregen mußte; und in der That hat keine von den Schriften des „großen Heiden“ das neumodische, reflectirt katholische Christenthum so tief verlegt, als diese Apologie eines Geistesverwandten.

Die Stelle fiel uns ein, als wir die Selbstbiographie eines jungen Convertiten lasen: „Ernst Kochs Gedichte, aus dessen Nachlaß gesammelt und herausgegeben von einem Freunde des Verstorbenen.“ E. Koch ist der Verfasser des vor kurzem neu herausgegebenen Capriccio „Prinz Rosa-Stramin,“ dessen echt poetische Stimmung allgemeine Würdigung gefunden hat.

Ernst Koch wurde 3. Juni 1808 in Niedersachsen geboren. Sein Vater, ein Justizbeamter, wurde von einem Amt auf das andere versetzt, bis er 1821 nach Kassel kam. „Hier,“ erzählt Koch, „entwickelten und erweiterten bald der höhere Unterricht, der Besuch des Theaters und das Residenzleben die poetischen Anlagen des Gymnasiasten; hier dichtete ich schon in der Tertia, lieferte in Secunda himmelftürmende Aufsätze, bei denen dem würdigen Lehrer der Maßstab der schulmäßigen Prosa versagte, und durchschwärmte in Prima alle Leiden und Freuden einer poetischen Gymnasiasten-Liebe.“ Schon im 17. Jahre bezog er die Universität Marburg, promovirte daselbst als Doctor Juris 1829, versuchte sich im folgenden Jahr in Berlin als Privatdocent zu habilitiren und wurde dann als Referendarius im kurhessischen Dienst an-

gestellt. Mitten unter seinen juristischen Arbeiten schrieb er sein erstes poetisches Werk, die *Vigilien*, welches ihm „die Gnade und Liebe des aufgeregten Publicums erwarb.“ „Diese erkaltete plötzlich, als ich 1832 die Ernennung zum außerordentlichen Referenten im Ministerium des Hr. Hassenpflug annahm.“

Hier bleibt eine Lücke; der Verfasser erzählt nicht, was ihn bewogen hat diese Ernennung anzunehmen, von der es sehr begreiflich ist, daß sie die Stimme des Publicums erkaltete. „Mit dem Publicum zerfallen, zerfiel ich bald mit mir selbst und begann statt der Prüfungsarbeiten ein ungebundenes Leben, das mich in Schulden und allerlei Verwirrung stürzte und im Dec. 1834 (kurz nach dem Erscheinen des *Rosa-Stramin*) zu dem Entschluß brachte, das Vaterland heimlich und ohne bestimmte Aussicht zu verlassen. Ich wendete mich nach Straßburg. Verschiedene Pläne, mir eine Existenz zu gründen, mißglückten hier und in Paris, und schon nach einigen Monaten bestimmte mich der gänzliche Mangel an Subsistenzmitteln, in die französische Armee einzutreten. Man sandte die Freiwilligen über Toulon nach Algier in die Fremdenlegion. Diese wurden noch in demselben Sommer nach Spanien als Hilfstruppen der Königin Christina gegen die Carlisten übergeführt und ich theilte nun das Schicksal dieses Corps, das innerhalb zweier Jahre durch Kugeln, Krankheiten und Strapazen von 7000 auf 381 Mann herabschmolz.“ Schwer verwundet, wurde er den 15. März 1837 in das Lazareth von Pamploña gebracht, wo er in ein schweres Nervenfieber verfiel. Was dort mit ihm vorging, hat er in einem andern Aufsatz berichtet.

„Daß in jedem Menschen wohnende Bedürfnis des Glaubens hatte bei mir sich schon früher in ruhigen Stunden in der Art geregt, daß ich mir vornahm, wenn ich einmal Zeit hätte, mir mein vollständiges Glaubensbekenntnis aufzubauen, damit ich wüßte, woran ich wäre. Denn am Ende muß man doch, dacht' ich, an etwas glauben, und mit sich über dies wichtige Capitel im Reinen sein. Aehnliches kam mir hier im Hospital in den Sinn, indem ich nach vier Wochen zum ersten Mal mit ruhiger Besinnung aufgewacht war, dem Tode, wie es schien, durch Zufall entrisen. Aber warum fing ich nicht damit an, die Lehren, in denen ich erzogen war, wenn nicht unbedingt anzunehmen, doch wenigstens näher zu prüfen? Eben darum nicht, weil ich drin erzogen war, und nach denselben es meinem forschenden Geist frei stand, mich von einer Unterwerfung oder einer Prüfung zu dispensiren oder nicht. Es wird keinem Katholiken einfallen, sich in einer Stunde der Muße seinen Glauben selber machen zu wollen, oder er tritt, wenn er wirklich diesen Entschluß faßt, sofort auf das Gebiet des Protestantismus. Daß ich nun die Idee, mir ein System meines Glaubens zu bauen, (welches ich mir wahrscheinlich sehr bequem eingerichtet haben würde) bald wieder aufgab, läßt sich

wol glauben. Schon die Umgebungen waren zu erbärmlich und niederschlagend, um meinen Geist auf das hohe Pferd zu setzen. . . Daß schon früher zweimal, 1834 und 1836, die Gnade Gottes mit dem flüchtigen Gedanken, in die katholische Kirche zurückzukehren, bei mir angepocht hatte, daran dachte ich nicht mehr. . .“

Der Einsall kam ihm wieder, als er einmal, halb genesen, ein Glockengeläute hörte. Er forderte den Priester des Hospitals auf, ihn zu besuchen. „Er gab mir zunächst eine zweibändige, lateinisch geschriebene Symbolik, deren Verfasser ich leider vergessen habe, hiernächst den Catechisme de l'Empire français. Mit Begierde, mit einem Heißhunger meiner Seele verschlang ich die geistige Speise, sitzend und betend auf meinem Lager. Nach etwa acht Tagen konnte ich aufstehn und täglich eine Stunde den Caplan auf seinem Zimmer besuchen, um mich von ihm prüfen zu lassen. Am 27. April wurde ich für reif erklärt, die Sacramente zu empfangen.“

Was hatte ihn bestimmt? Er untersucht alle denkbaren Motive, und kommt endlich auf das einfachste: „es war eine reine und ganz unverdiente Barmherzigkeit des allmächtigen Vaters“ u. s. w.

Den Tag darauf wurde er als geheilt entlassen, im Juni wurde die Fremdenlegion aufgelöst, und er kam Anfang September 1837 in Marburg an, wo ihm ein Freund Dingelstedts Urtheil zeigte: „Kassel hat eigentlich nur einen einzigen Dichter geboren, den Verfasser der Rosa-Stramin.“ Die Eltern söhnten sich mit ihm aus, aber die neue Regierung wollte ihn nicht anstellen. Endlich erinnerte sich sein alter Gönner Hassenpflug, damals Civilgouverneur in Luxemburg, des Nothleidenden, und gab ihm eine Stelle als Regierungsscretär. Nach Hassenpflugs Abgang machte man ihn Dec. 1842 zum Bureauchef; von dieser Stellung wurde er Jan. 1846 entbunden und erhielt endlich 1848 die Professur der deutschen Sprache am Athenäum, 1847. Den 24. Nov. 1858 starb er.

Außer dem Rosa-Stramin hat er noch Novellen geschrieben, die 1847 gesammelt wurden. Seine Gedichte sind meist zur Verherrlichung der katholischen Kirche geschrieben, nicht bigott, sondern in der Weise der alten Marienlieder von Novalis, Schlegel, doch nicht in dem Rhythmus dieser Schule, sondern mit Anklängen an seine alten Lieblingsdichter Schiller, Körner und Matthiesson. Heine, den man in den Novellen hin und wieder herauskennt, hat auf seine Lyrik nicht eingewirkt — höchstens auf das eine: „Was ist des Deutschen Vaterland?“

„Wie hat das Lied so schön erklingen, das einst Herr Arndt der Dichter sang, und das wir alle mitgesungen bei 33 Jahre lang? Das Lied vom deutschen Vaterlande, wo an dem Rhein die Rebe blüht, und wo, dem deutschen Rhein zur Schande, am fernen Belt die Möve zieht. Und wo wir mit Ver-

gnügen hören, daß alle Länder, groß und klein, wie sie im Buch bei Deutschland stehen, das Vaterland des Deutschen sein. Der deutsche Bund — Gott geb ihm Friede! (1849 geschrieben!) — hat immer, seit der Völkerschlacht, bei diesem geograph'schen Liede ein fürchterlich Gesicht gemacht. Und als der deutsche Bund entschlafen, wie ist das Lied dahergesauft! wie ist's den Fürsten und den Grafen gleich Sturmwind in den Kopf gebläut! . . . Wohin ich mocht durch Deutschland wandern, am Rhein und an der Donau Strand, hat einer stets gefragt den andern: was ist des Deutschen Vaterland? Da sprach an einem schönen Tage zu Wien Herr Raveaux frank und frei, daß nunmehr auf die ewge Frage die Antwort schon gefunden sei. Doch dieses war nur eine Fausse, noch heute ist es unbekannt, noch singen sie bei jedem Schmause: Was ist des Deutschen Vaterland?“ — U. s. w.; es ist auch uns nichts Neues. — Zu etwas Anderem.

Den beiden Romanen, die wir im vorigen Heft besprochen, sei ein frisches heiteres Lebensbild gegenübergestellt: Alle Kamellen von Fritz Reuter (Wismar, Hinstorf.) Die Zeichnung des Einzelnen ist vortrefflich, Charaktere und Begebenheiten mit vollkommen sicherer Hand ausgeführt und dabei eine übermüthige Lustigkeit, die wirklich überwältigend wirkt. Das Plattdeutsche ist uns nicht geläufig, trotzdem macht das Ganze einen rein ästhetischen Eindruck auf uns, und diese Wirkung wird nirgend ausbleiben, wo Sinn für ein frisches natürliches Leben vorhanden ist. Claus Groth ist mit seinen Hoffnungen auf die plattdeutsche Sprache nach unserer Ueberzeugung zu weit gegangen. 1) wäre es gar nicht wünschenswerth, wenn die deutsche Nation, die sich doch sprachlich wenigstens als solche fühlt, sich wieder in zwei Nationen spalten sollte, und 2) darf man nicht vergessen, daß das Plattdeutsch doch nie in dem Sinn Schriftsprache werden kann wie das Hochdeutsche, weil es die große Entwicklung des vorigen Jahrhunderts nicht selber durchgemacht und sie indirect doch empfunden hat. Auch für den Niederdeutschen ist das Hochdeutsche die eigentliche Schriftsprache, und er empfindet sein eigenes Platt als eine Ausdrucksform, die hauptsächlich für ganz bestimmte Empfindungen und Gedanken eingerichtet ist. Jedenfalls empfinden wir es so, und während uns der frische derbe Humor in den plattdeutschen Sprichwörtern und Volksliedern, so wie in diesen naturwüchsig-lustigen Geschichten im höchsten Grade anzieht, empfinden wir bei sentimentalen und pathetischen Gedichten so, als ob bekannte hochdeutsch gedachte Anschauungen in ein ihnen fremdes und widerstrebendes Gewand eingehüllt wären. Fritz Reuter ist ein echter Dichter und wird sich um so mehr Geltung verschaffen, wenn er es mit der Composition und zum Theil auch mit der Bestimmung seiner Personen genauer nimmt; namentlich bei der ersten Geschichte, so vortrefflich die einzelnen Bilder sind,

wird es uns durchaus nicht klar, unter was für Leuten wir uns eigentlich bewegen. Wäre es nicht der Mühe werth, den Versuch zu machen, ob man das Plattdeutsche nicht eben so verwerthen kann, wie W. Scott das Schottische? Für das gegenseitige Verständniß der beiden Mundarten scheint uns dieser Weg der natürlichste zu sein.

Kleine historische Schriften.

Seit einiger Zeit hat sich die öffentliche Meinung in Deutschland sehr zu Gunsten des Kaisers Napoleon gewendet, dessen starker Wille in einer Zeit allgemeiner Schläffheit und Unentschlossenheit wol imponiren kann, und dessen Entwürfe — abgesehen davon, daß er seinen eignen Vortheil dabei wol nicht aus den Augen lassen wird — wenigstens in einigen Punkten dem Interesse Europas dienen: so namentlich jetzt in der Aufrichtung der italienischen Nationalität und im Kampf gegen den Ultramontanismus. Es ist aber zu wünschen, daß man darüber den Gesichtspunkt, den man im vorigen Jahr zu ausschließlich festhielt, nicht ganz aus den Augen verliere: daß nämlich dieser energische Wille Deutschland bedroht. Daran zu erinnern, ist eine neue Schrift von Adolph Schmidt (Leipzig, Veit) sehr geeignet: Elsaß und Lothringen; Nachweis, wie diese Provinzen dem Reich verloren gegangen. Es ist vorauszusehen, daß die nächsten Jahre zwischen den deutschen Fürsten nicht bloß, sondern auch innerhalb des Volks selbst erhebliche Meinungsverschiedenheiten und in Folge dessen starke Parteikämpfe ans Licht bringen; möchte nur der eine Gedanke dabei festgehalten werden, daß es Verrath wäre, an irgend eine Schmälerung der Reichsgrenze zu denken. Wer einst das Reich haben soll, das mögen die Umstände und der gesunde Menschenverstand entscheiden; aber das Reich ist ein Fideicommiß, das dem Erben, wer es auch sei, ungeschmälert erhalten werden soll! — Der Verfasser ist soeben an Droysen's Stelle als Professor der Geschichte nach Jena berufen. — Ein hübsches Bild aus der preussischen Geschichte gibt G. Natorp (Sferlohn, Bädeler) in dem Büchlein: Die Grafschaft Mark; Denkschrift zur Feier des 250. Jahrestages ihrer Vereinigung mit der preussischen Monarchie. — Ebendahin gehört: Vorgänge in und um Torgau während des siebenjährigen Krieges, namentlich die Schlacht bei Süptitz, am 3. Nov. 1760. Zur hundertjährigen Erinnerungsfeier vom Archidiaconus Bürger — Torgau, Wienbrack. — Noch einige Monographien von localer Bedeutung: Chronik der Residenzstadt Hannover von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart; von F. W. Andrä (Hildesheim, Friede). — Ein Stück wittenberger Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814. Vortrag im evangelischen Verein am 26. März 1859 gehalten, von C. J. Nisch (Berlin, Wie-